

Seine Mutter.

Von Marie Ullie.

Sie ging gebüht einher unter der Last ihrer sechzig Jahre. Es waren Jahre härtester Arbeit gewesen und die wüchigen zerschlugen schwer auf dem zarten Frauenkörper.

Ueberraschend wirkte dagegen ihr energisches, fast jugendlich noch blinkendes Augenpaar. Und mehr noch des Seltsamen lag auf den verwiterten Wangen. Herber Kummer hatte seine unüthbaren Runen dort hineingegraben; darüber aber ruhte es wieder wie ein Schimmer besonderer Glückes, der nicht von dieser Welt zu sein schien. Die Kammern des Lebens blieben seit jenem Tage auf ihrem Keib hängen, da man ihr den geliebten Mann, dem sie kaum ein Jahr verbunden gewesen, tot in's Haus gebracht. Die Küder des von ihm geleiteten schweren Kollfuhrewerkes hatten ihm über den Leib gegangen und hatten den kraftvollen Körper in Minutendauer wüthig zermalmt.

Sie hatte das Entsetzliche nicht tragen zu können gelaubt; sie schaute sich hinweg von dieser Welt, wo ihr so unfaßbares geschehen. Aber ein zarter Zugling lachte nach der Mutter sorgender Liebe, und sie überwand jedes selbsthätige Empfinden, ihr Pflichtgefühl war härter als jenes.

Der Knabe wuchs heran und lobnte ihr taufenbad, was sie für ihn gethan. Schier überirrhisches Glück strahlte aus seinem Dasein auf das ihr zurück und verklärte endlich die Rüge des Schmerzes auf ihrem Gesehten. Ihr Sohn war mit ungewöhnlicher Intelligenz begabt, und ein gütiges Geseht hatte es gefügt, daß diese Begabung in zureichender Weise, mehr als ihre ärmlichen Verhältnisse erlaubten, gefördert wurde.

Der Brodher ihres Mannes, der Conmerzienrath Weber, hatte sich ihrer auf das Werthvollste angenommen. Er beließ sie in der kleinen Hofwohnung, die zu seinem städtischen Hausbesitz gehörte, sorgte im Verein mit seiner Frau dafür, daß sie als Lohnwäscherin genügende Beschäftigung fand, und richtete ihr selbst das Wafshaus dementsprechend ein, als die Wartung des kleinen Sprößlings ihr die Arbeit außer dem Hause erschwerte.

Der Knabe durfte sich in Hof und Garten nach Herzenslust umhertummeln und als die Weber'sche Ehe nach langjähriger vergebliden Hoffen mit einem holden Töchterchen gezeugt wurde, da fand dieses später in dem gutgeleiteten Knaben einen stets bereiten Spielkameraden und Beschüher. Weber beobachtete ihn mit gesteigertem Interesse, und mit einer gewissen Genugthuung hörte er einmal die intellektuelle Beschäftigung des Kindes von seinem Lehrer loben, die es bebauen lasse, daß die ärmlichen Verhältnisse es hier nicht gestatteten, ihr wüthig gerecht zu werden.

Weber nahm nun Rücksprache mit der Mutter, die Tag aus, Tag ein sich rastlos mühte, und die Folge dieser Unterredung war, daß ihr Franz aus der ärmlichen Volksschule in das Realgymnasium der Stadt auf Kosten Weber's übertrat. Hier wurde er den besten, eifrigsten und gewissenhaftesten Schülern zugehört.

Mit dem Reifezeugnis für Prima versehen, verließ er das Realgymnasium und trat nun in das Geschäft des Herrn Weber ein. Auch hier wieder bewährten sich seine geistigen wie moralischen Anlagen auf das Glänzendste, ja, seine Befähigung für das kaufmännische Geschäft erwies sich bald als eine nahezu geniale. Weber, der seine hochgepriesenen Erwartungen noch übertroffen sah, kargte weder mit wörtlicher, noch mit klingender Anerkennung, und Franz war sehr bald in der ihn fast beraubenden Lage, seiner Mutter Alles vergelten zu können, was er an Liebe und Sorgfalt im Laufe der Jahre von ihr empfangen hatte.

Das Verhältnis zwischen den Beiden war ein ungewöhnlich schönes, und die Liebe, die sie so übermächtig verband, konnte weder durch den großen Unterschied in ihrer Bildung, noch durch die grundverschiedene Lebensstellung Beider getrübt werden. Keineswegs ein Quakmüser, gern verträglich im Kreise der lebenslustigen Kameraden, war ihm doch der Fensterplatz im stillen, einsamen Stübchen seiner Mutter jederzeit der liebste, und trauete Erinnerung an die Vergangenheit, hoffnungsreiche Zukunftspäne fanden nirgends bereitere Worte als in der Nähe der hochbeglückten Greisin.

Die war auch die erste, die von ihm erfuhr, daß die Jugendgeplante in Brühen im städtischen Herrschaftshaus sein Herz mit monnigem Rauber erfüllte, daß die schämige Gluth ihrer Wangen bei seinem Anblick ihn liebliche Gemüth rühren können Wüthige hoffen ließe.

Und dann war es einmal in ihr Zimmer gestürzt, hatte sich für sie hüben geworfen, den blonden Krauslopf in ihren Schooß gepreßt und ausgejauchzt: Ach Mutter, Mutter, sie liebt mich! Eben hat sie mir gesagt, und wie wird sie einem Anderen angehören als mir! Da hatte sie die welfen Hände über seinem Haupte gefaltet und mit zitternder Stimme ihren Segen gesprochen.

Am andern Tage er kam er schwermüthigen Schrittes zu ihr die Treppe herauf. Grädelnder Ernst lag auf den freischen Wangen. Sie blickte ihm besorgt entgegen.

Was hast Du, Franzing? Es ist nichts, Mutter, brauchst nicht zu erschrecken. Ich nicht's Schlimmes. Eher was Gutes — nur —

Und nach einigen Zögern kam's denn heraus. Herr Weber, der noch ein Fühlgeheißt in New York besaß, hatte Franz dazu beauftragt, dort hin zu gehen. Es hätten sich einige unregelmäßigkeiten dort eingeschlichen.

„Ich bedarf eines zuverlässigen, thätigen Mannes, der Alles wieder in Geleise bringt. Sie, Franz, scheinen mir am ehesten dazu geeignet,“ hatte er gesagt.

Der Auftrag war sehr ehrenvoll; auch äußerlich sberlich für Franzens ganze Geschäftskennntnis, nicht minder lucrativ, sein Gehalt würde verdoppelt werden — und doch, und doch! Seine Abwesenheit würde mindestens zwei Jahre dauern. Zwei Jahre fort von der alten Mutter, deren einzige Lebensfreude er ist; und zwei Jahre fort von ihr, von seiner Gret. Zwei Jahre und seine junge Liebe?

In der alten Frau Hies's Nebenheiß auf und verbunkelte ihren Blick. Zwei Jahre soll sie ihn wissen, ihn, den Sonnenstrahl ihres Daseins? Zwei Jahre — und sie zählt über die Sechzig, und ihr Körper ist sech. — Dann aber raffte sie sich zusammen. Der gütige Herr, der so viel, so unendlich viel für sie und ihren Franz gethan, verlang's; zu seinem Vortheil ist's, da darf ihnen beiden kein Zögern frommen; da heißt's den eigenen Wünschen Schweigen gebieten. Und frampft das Herz sich auch zusammen, sie zwingt die Stimme doch zur Festigkeit.

„Wenn's zum Besten des Geschäftes ist, mein Franz, da darfst Du dich nicht sträuben. Denke stets daran, was wir dem guten Herrn Weber schulden. Und so zwei Jahre, mein süßes Jung, die versagst mir, und denn bist Du wedder bei dien oll Muttering.“

Er wußte es wohl, was das zu bedeuten hatte, daß sie in die alsoertrauten Laute des heimlichen Platt verfiel. Nur in seltsicher Erregung geseht dies; und er lieb ihren Blick. Verlophen sollte sie die Thranen trocken dürfen, die sie ihr nun doch in die Augen drängten.

Am Nachmittag kam das Fräulein vom Vorderhause zu ihr ins Stübchen gesäumt. Auch sie hatte es schon erfahren, das Fürchterliche. Der Vater hatte es bei Tisch nebenher fallen lassen; er schied den Franz nach New York, daß er da nach dem Rechten sehe. Ihr war die Gabel entglitten vor Schreck. Am liebsten wäre sie aufgesprungen, dem Vater um den Hals gefallen und hätte ihn gebeten; ihu das nicht; ihu es mir nicht an. Ih und der Franz, wir gehören ja zusammen. Du darfst uns nicht auf so lange Zeit trennen. Aber ihr schauer Blick war auf seltsichlose, harte Rüge gefallen, und sie wußte, diesem Ausdruck gegenüber war alles flielen umsonst. Seit die Mutter gestorben, das war nun schon etliche Jahre her, war manche Veränderung mit dem Vater vorgegangen. Der gutmüthige Heil seiner Natur trat nicht mehr wie früher in den Vordergrund; eine gewisse Härte, zu selbst Habsüchtigkeite machte sich oftmals geltend und erschwerte den Verkehr mit ihm. Die Frau allein, welche er abgöttisch geliebt, schien das Gute in ihm gefördert zu haben; ohne ihren Einfluß trat es nur noch selten an die Oberfläche.

Das wußte Margarete wohl; wußte auch, wie gering ihre Macht dem Vater gegenüber war, und still sentte sie das Haupt vor dem Unabänderlichen. Aber in dem stillen Hinterstübchen der Wittwe, da schluchzte sie verzweifelt auf in argem Herzenskummer; da drängte es sich aber auch über ihre Lippen, halb unbewußt, das scheue Geständnis ihrer heißen Liebe und das innig empfundene Gebälde, ihm, dem theuren Freunde, treu zu bleiben in Zeit und Ewigkeit.

Und die alte Frau, mit Wangen und Nahrung hört sie auf die leis geflüsterten Worte, und wieder murmelte die weißen Lippen heiße Segenswünsche auf ein junges, halb verzwüffetes Haupt nieder. Dann kommt die Abschiedsstunde. Franz hat sich als ein ganzer Mann gezeigt, sein willkühendes Herz bewegungen und als unverrückbares Ziel nur die Pflicht im Auge behalten. Mit keinem Laute mehr hatte er seiner Liebe zu Margarete Ausdruck gegeben, nur sein Auge sprach; hoffte und vertraute! und ihr aufleuchtender Blick zeigte, daß sie ihn verstanden hätte.

Tasfer haben sich die beiden jungen Leute bewährt, und tasfer auch zeigt sich die alte Frau, wenigleich der Stab, den ihr die Hoffnung als Stütze in dem Trennungsweg darreicht, morch ist. Aber sie bezwingt ihren Jammer, der heißgeliebte Sohn darf seinen Rath nicht wanken sählen unter ihren Klagen.

Als er weit fort ist, schliefen sich die beiden Verlassenen enger und enger aneinander. Margarete schreibt täglich für ihn nieder, was ihre eigene Seele bewegt und wie es der guten Mutter geht. Diese selbst hat die Kunst des Schreibens längst oerlernt, aber ihres Franzing Ort ist der stets bereit Dolmetscher ihrer Empfindungen.

Margarete wird mehr als sonst zu geselligen Zerstreungen durch den Vater gezwungen; er führt sie in Concerte, Theater, Gesellschaften, steht häufiger als sonst Gäste bei sich; aber trotzdem findet sie immer noch Zeit, an den Geliebten zu schreiben und mit seiner Mutter traut zu plaudern. Diese selbst fühlte sich von Unkraft geeinigt. Das Stillstehen und Ausruhen von harter Lebensmühe, zu dem der treusorgende Sohn sie veranlaßt hat, befehigt ihr nicht mehr. Sie muß sich beschäftigen, um den sehnenenden Gedanken zu entfliehen.

Da dietet sie denn ihre Hilfe im Vorderhause an, wo es jetzt bei der vermehrten Geselligkeit thätig zu thun giebt und jeder Bestand erwünscht ist. Margarete will's nicht leiden, aber die Alte weiß sie zu überzeugen, daß sie arbeiten müsse, solle sie nicht vor Schmach und Vergehen, und das gutmüthige Kind giebt den schenlichen Bitten nach.

Da sitzt die Greisin denn eines Nachmittags in dem fahlen Erdgeschoß hinter den weitgeschneiten Fenstern, durch die der Frühlingssodem der neu erwachten Natur würzig hereinzieht. Um sie herum ist der

Silberglanz des Hauses aufgestapelt, und mit sorglicher Hand müht sie sich um seinen Glanz. Unweit des Fensters, draußen im lichten Grün des weit ausgebreiteten Gartens sitzt Herr Weber mit einem Geschäftsfreunde und beide plaudern von dem Mancherlei, was eben die Stunde mit sich bringt.

Frau Hufner hat wenig acht auf das Gespräch, bis endlich ihr eigener Name, der Name ihres Sohnes, an ihr Ohr schlägt. Und was sie da vernimmt, das fährt wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel auf sie nieder und lähmt ihr Hand und Fuß.

Weber seht dem Geschäftsfreunde begehlich ausenander, daß nicht etwa, wie jener vermuthet, Hufner's Thätigkeit zu seiner Sendung nach „drüben“ die Veranlassung gegeben. „Auch eine minder bewährte Kraft hätte für dort ausgereicht, so einfach wie die Dinge lagen. Ich hatte hier andere Interessen im Auge. Es handelte sich da etwas an, wissen Sie, zwischen meinem Wadel und dem Hufner, und dem wollte ich ein Ende machen. Die Beiden scheinen mich für blind gehalten zu haben. Aber der Alte hat noch gute Augen und ist lebereit auf dem Posten, wo Gefahr sich regt, sei's im Geschäft, sei's in der Häuslichkeit.“

Auf des Andern devote Zustimmung: „Nun ja, man kann's Ihnen nicht verdenken, daß Sie mit Ihrem Goldbückterchen höher hinauswollen“, meinte Weber gelassen: „D nein; es ist nicht das. Der Hufner wäre mir schon recht. Ich wollte mir keinen besseren Schwiegersohn wüthigen, wüthig ich doch bei ihm nicht nur die Tochter, sondern auch das Geschäft in den besten Händen. Aber er brächte mir einen Anhang ins Haus, den ich nicht ertrüge. Und das ist seine Mutter. Sie, das weiland Dienstmädchen, die spätere Lohnwäscherin, kann ich unmöglich vor verschwären; sie kann ich unmöglich am Arm in die Kirche führen, nicht ihr zur Seite einer Hochzeitsgesellschaft, wie sie meiner Stellung und meinem Reichthum zukommt, präsidiren — darum hab ich's erst auf diese Weise versucht, die Beiden ausenander zu bringen, dem alten Wort vertrauend: „aus den Augen, aus dem Sinn“. Und gelangt das nicht, nun so wird Hufner sein Heil schon wo anders versuchen müssen; ich opfere dann eher die thätige Kraft als meine Anstcht von der Nothilfe, die er verpflichtet. Mein Wadel ist jung, die wird schon noch von ihrer Schwärmererei zu kuriren sein.“

Die Beiden sprachen noch lange weiter, die Alte hörte aber nichts mehr. Sie entfernten sich endlich aus der Laude, in der sie so lange geflielen, die Schredgelähmte vermochte sich noch immer nicht zu erheben. Endlich raffte sie sich mühsam empor, schlich aus dem dümmrig fahlen Gemach hinüber in das Hinterhaus. Als trüge sie ein Centnergewicht auf den gekrümmten Schultern, so kramte sie leuchtend die Treppe zu ihrer Wohnung empor.

Hier erwartete sie ein ältlicher Mann von verwitertem Aussehen. Es war ihr Bruder, beide waren aus dem kleinen medlenburgischen Fiedeln Priwoß geblüht. Sie war schon, kaum eingeleget, und der dortigen Gutsheerrschafft gekommen und hatte sich deren Befehlen derartig erworben, daß sie der ältesten Tochter nach Leipzig als Dienerin folgen durfte, als diese sich dort verheiratete, während der Bruder auf der alten Scholle geblieben war.

Der Priwoßer See war wegen seiner Aule und Fiedeln berühmt, und ein thätiges Fiedlerbüdchen fand durch ihn seine Nahrung. Der Spezialisationsgeist hatte sich allmählich auch dort hin Bahn gebrochen; einige unternehmende Köpfe waren auf den Bekanten gekommen, die gedauerte Waare weiter noch als bisher in's Binnenland zu schaffen, und schließlich wurde auch die Leipziger Messe mit dem Planwegen, der die düstige Waare barg und dem zur Seite die knorrigen Gestalten zweier Priwoßer schritten, besichtigt.

Der eine dieser Beiden war Fiedeln's Bruder gewesen; natürlich hatte er die Schmeißer gleich aufgesucht und wenn sie sich hat das Geseht in den Händen vergraben; den Körper würgt sie hin und her, wie im bestigsten Schmerz, und ab und zu bricht ein schauerliches Söhnen aus ihrer Brust.

Der Mann wendet mehrfach den besorgten Blick ihr zu. Endlich höst er zwischen den Zähnen hervor: „Du bist doch nicht ut, Fiedeln, ich segg di dat, Du bist doch nicht ut.“

„Ich halt ut, ich halt ut; 's is ja für em, tau sien Besten. — Wat hat, hit — Nijohrdig hat! Min Gott, in' hogen Himmel — Nijohrdig hat, un ohne em!“ Laut aufschluchzend schlug sie beide Hände vor das verzerrte Geseht. Und dann kam's fast flüsternd, abgedrohen hervor: „Du hast em nicht kennt, Karl- brauder, em, min süuten Franzing, du heft et niemals sehn, sien trüdelich Geseht, heft sei niemals hit, die weisse Spröck! Un wie hell sei klug, wenn bei em einengegen renn: „Prost! Reuajob, Muttering, und denn fat bei mi am, so weß (sehn) un tra: „Goites Segen über Dich, geliebtes Mutterherz!“

Sie mühte sich, ihrer drückigen, gramdurstitterten allen Stimme den weichen Klang zu geben, den sie in trauerer Erinnerung festgehalten. Und weiter kam melle sie, verunkelt in die lichten Bilder der Vergangenheit.

„Un denn gängen wie in die Kirch. D heit her sich nicht kümmt, min Söhn, min Franzing, aewer be oll, einfache Fru. An sien Arm hat bei mich henföhrt, und Sied an Sied heben wie die Predigt anföhrt. 's was sehn, wat be Preister läßt, aber ichner noch, wenn wie tauwig lernen an min Franzing sehn: „Mit Gottes Hilfe, ein neues Jahr des Glückes, Mutterherz!“ — Un nu, un nu — Au!

sch bin und der grauwende Tag findet sie noch auf demselben Platz. — Am nächsten Mittag ist sie neben ihrem Bruder auf der Eisenbahn und fährt der Heimath zu. Margarete hat's nicht glauben wollen, daß die Alte fortgehen könne, aber wortlos und verschlossen, und dabei bleich wie der Tod, wehrt diese alle Bitten ab.

„Es ist man up forte Tied, dann hün ich wedder da. 's heft min Kohl- brauder verpflaten, em tau besüuten, un min Wort müet ich hollen.“

Und Margeret sieht dem Unbegreiflichen fassungslas gegenüber. Sie theilt dem Geliebten den so plötzlich gefassten Entschluß der Mutter mit. Nach Wochen triffi seine Antwort ein: er ist froh darüber! Wird die Mutter dadurch doch vielleicht auf andere Gedanken gebracht! An demselben Tage aber kommt auch ein Brief aus Priwoß. Von ungelenter Hand mühselig niedergeschrieben, melbet er die Schredensbotschafft, daß die alte Frau Hufner auf dem Priwoßer See gelegentlich einer Vorfahrt mit dem Bruder ertrunken sei und man nicht einmal ihre Leiche habe auffinden können. Der Bruder zeigt dies in etwas konfuser, kaum leserlicher Weise Herrn Weber an und bittet, den Sohn davon in Kenntniß zu setzen.

Margarete selbst übernimmt die traurige Pflicht und alle ihre Liebe ergießt sich in die herzlichen Trostesworte, mit welchen sie die herbe Kunde zu lindern strebt. Aber auch Weber läßt dem Briefe einige Zeilen bei, von denen Margarete nichts erfährt. Und eines Tages, ganz unvorhofft, steht der Geliebte vor ihr. Herr Weber hat plötzlich eingeschoben, daß jetzt für die Führung des New Yorker Geschäftes eine minder thätige Kraft genüge und er Franz in dem Hauptgeschäft viel besser verwenden könne. Die Ueberzeugung für die Tochter hat er selbst ausgedacht und dabei durchblühen lassen, daß er von beider Liebe sehr wohl wisse und diese nur habe auf die Probe stellen wollen. — Ein seltsiges Brautpaar dankt ihm überirrhenden Herzens seine Güte.

Bis zur Vermählung hin wird nur eine kurze Frist ausgesetzt, Weber bringt darauf, daß Alles schnell von Statten gehe. Er will sich größere Ruhe sichern, Franz soll die Hauptleitung des Geschäftes übernehmen. Dieser ist mit Allem einverstanden, nur Eines noch drückt ihm das Gebanke an: der Gedanke an die Mutter, daß sie sich von seinem Glückes nicht freuen könne. Und mit Gemahldrängt es ihn der Stütze zu, wo sie ihre letzten Tage verlebte. Er erbittet sich Urlaub von der Braut und dem Geseht; beide erkennen die Berechtigung seines Wunsches an, und Margarethe empfindet nur das eine Verlangen, den Geliebten begleitet zu dürfen. Auch dieser Wunsch sollte ihr erfüllt werden. Eine dem Hause Weber seit lange befreundete, ältere Dame verbrachte alljährlich die Tage vom Sploßherz bis nach dem Höhenneujahrsfeste in Rostow, wo ihr eine theure Schwester verheiratet lebte. Von hier aus war Priwoß mit einem guten Geseht in wenigen Stunden zu erreichen, und das junge Paar durfte in Begleitung der wüthigen Dame die Reife wohl unternehmen. Das Wetter war zwar wenig einladend; aber was fragte Franz danach, der durch seine Seeressan an Südrume anderer Art gewöhnt und überdies nur von dem Wunsche befelet war, endlich alles Nähere über die letzten Lebensstage der Mutter zu erfahren. Und was auch kümmerete Margarete Kälte und Schneegestöber; wußte sie doch, daß sie allein im Stande sei, dem geliebten Manne die seiner harrenden bittern Entwürde zu mildern.

Es ist Neujahrsfest. Durch die kleinen Fenster der Fiedlerhütte dringt nur spärlich das Licht des schneebedeckten Himmels. Raum zu unterhalten sind die beiden Gestalten, die sich hier aufhalten; erit muß das Auge an das Zwielicht sich gewöhnen, um zu erkennen, daß am Tische ein weitergedrehter, knorriger Mann sitzt, die Ebonjeie zupfingert die Rüge geklemmt, den Kopf gestützt auf die aufgestemmen Arme. Ganz im Hintergrunde, auf der Dienbank, host eine schlicht gekleidete Frauengestalt, auch sie hat das Geseht in den Händen vergraben; den Körper würgt sie hin und her, wie im bestigsten Schmerz, und ab und zu bricht ein schauerliches Söhnen aus ihrer Brust.

Der Mann wendet mehrfach den besorgten Blick ihr zu. Endlich höst er zwischen den Zähnen hervor: „Du bist doch nicht ut, Fiedeln, ich segg di dat, Du bist doch nicht ut.“

„Ich halt ut, ich halt ut; 's is ja für em, tau sien Besten. — Wat hat, hit — Nijohrdig hat! Min Gott, in' hogen Himmel — Nijohrdig hat, un ohne em!“ Laut aufschluchzend schlug sie beide Hände vor das verzerrte Geseht. Und dann kam's fast flüsternd, abgedrohen hervor: „Du hast em nicht kennt, Karl- brauder, em, min süuten Franzing, du heft et niemals sehn, sien trüdelich Geseht, heft sei niemals hit, die weisse Spröck! Un wie hell sei klug, wenn bei em einengegen renn: „Prost! Reuajob, Muttering, und denn fat bei mi am, so weß (sehn) un tra: „Goites Segen über Dich, geliebtes Mutterherz!“

Sie mühte sich, ihrer drückigen, gramdurstitterten allen Stimme den weichen Klang zu geben, den sie in trauerer Erinnerung festgehalten. Und weiter kam melle sie, verunkelt in die lichten Bilder der Vergangenheit.

„Un denn gängen wie in die Kirch. D heit her sich nicht kümmt, min Söhn, min Franzing, aewer be oll, einfache Fru. An sien Arm hat bei mich henföhrt, und Sied an Sied heben wie die Predigt anföhrt. 's was sehn, wat be Preister läßt, aber ichner noch, wenn wie tauwig lernen an min Franzing sehn: „Mit Gottes Hilfe, ein neues Jahr des Glückes, Mutterherz!“ — Un nu, un nu — Au!

öbdi — nie, nie mehr soll ich ein sehn, nie mehr hörn. Min Franzing, Franzing — herzzerreißend klang der Rufschrei, und das leise Wimmern danach, das sie vergeblich zu ersticken sich mühte. Der Mann aber drückt den Tadel fester in die Pfeife und klappt den Deckel fests zu. Er mühte mit den Fäusten dreinschlagen und muß doch Mitleid haben mit so viel Unvernunft und so viel Schmerz.

Da knirschen Schritte draußen über den festgefrorenen Schnee, es klopf an die Thür, und auf das darsche Heren des Alten treten drei Fremde in das niedrige Gemach. Boran ein groß und schlank gemachener Mann; zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, folgten ihm. Und gerade als der Mann über die Schwelle tritt, zertheilt sich das Gewölk, ein Sonnenstrahl bricht hervor und streift sein Haupt, daß das blonde Gelock wie ein Goldgewebe aufströmte. Von der Dienbank erklingt ein Söhnen, wie der letzte Todesseufzer eines übermüthigen Gesehten. Der Eintretende wendet eine Sekunde den Blick dorthin, doch da er in dem dort herrschenden Dämmerlicht nichts erkennen kann, tritt er auf den sich verachtend erhebenden Hausheeren zu.

„Sie entschuldigen, bin ich hier recht beim Fiedler Heglmann?“

„Ja, Herr, dat bin ich, un Sei?“

„Ja, Herr, ich bin der Franz; der Franz Hufner nämlich. Und Sie, mein, Du bist dann mein Onkel, der Onkel Karl, und ich komme zu Dir, um von meiner armen Mutter zu hören.“

Bewegt streckt er ihm die Hand entgegen, doch ehe der Andere sie noch ergreifen kann, klingt das schauerliche Söhnen von Dsen her. Franz will eben fragen: „ist die Frau dort kran?“ doch ehe er noch ausgesprochen, ist seine Braut schon zu ihr geeilt und fängt die eben Sinkende in ihren Armen auf. Sie wendet das Haupt der vermeintlichen Kranken, um es an ihre Brust zu ziehen; da plötzlich schreit sie auf: „Franz, Franz!“

Der Gesehene tritt näher, blickt in das todenbleiche Antlitz der regungslos Daliegenden und mit dem Aufschrei: „Um aller Heiligen willen, meine Mutter!“ stürzt nun auch er neben ihr in die Knie.

Nach minutenlangem, bangem Harren schlägt die Dymmächtige endlich die Augen auf, ihr erster Blick fällt auf den Sohn; ein wunderbares Leuchten überirrhrt ihr Geseht, und sie umschlingt seinen Hals. „Min Söhn, min Franzing!“

Aber dann wieder reißt sie sich von ihm los. „Ne, ne, dat darf nicht sind. Fat mit, fat mit, Du darfst nicht mehr von mi werten, 's ist sich di im Weg — und ihr angloßenes Bild hestete sich auf die Thür, als wolle sie dem kaum Gefundenen wieder entziehen.“

Franz aber hält sie fest in Arm und bittet sie dann auf ihrem schlichten Lager. Seinem und Margarethens mildem Zuspruch gelingt es allmählich, sie zu beruhigen, und sie sinkt in sanften Schlummer.

Nun fordert Franz von dem Ohm die Auskunft des ihm Unbegreiflichen. Es bauert lange, ehe er und seine Braut Alles verstanden haben; aber als es geschehen, sählt Margarete ihre Wangen in brennender Scham um des eigenen Vaters willen erglühen, und Franzens Herz durchdringt ein Gefühl der Anbetung vor der Allgemalt der Mutterliebe.

Zeit vergangen, ehe Frau Hufner so weit gekräftigt war, daß sie auf die mittlerweile entworfenen Pläne ihrer Kinder, denn auch ich bin Dein Kind, Mutter,“ hatte ihr Margarete gesagt, „und werde es auch trotz aller Ansehungen bleiben.“ — eingehen konnte. Sie kehrte mit ihnen nach Leipzig zurück, bangendem Herzens zwar und doch befelet von der Zuversicht des jungen Paares.

Und Hand in Hand trat es vor den alten Weber hin. Mit schlichten Worten erzählte Franz, was ihnen in Priwoß begegnet war, erzählte von der frommen Klage, die seine Mutter erfonnen, um ihn den Weg zu seinem Glück zu ebnen. Wie der Bruder sich endlich bereit gefunden, den Zug durch seinen Brief zu unterstützen; weniger durch ihre Bitten zwungen, als durch ihre Drohung, daß sie wohl machen würde, was sie jetzt nur erlegen, wenn er ihr nicht beistünde, ihr ungeheures Opfer, ganz jo, wie sie es zu des Sohnes Heil erfonnen, zu vollenden.

der Gesehdestube mit den Uebrigen zu schwaßen.

Seit jener Nacht war Weber's Elternhaus freudlos geblieben. Der vor Schmerz und Wuth rasende Vater hatte seine liebevolle Gattin mit Schmähdungen überhäuft, die sie immer noch ihm abwendig gemacht hatten; doch auch bittere Selbstvorwürfe sehten an seinem eigenen Markt und machten ihn für den Rest seiner Lebensstage zu einem freudlosen Manne, der das Gesehen des ihm noch gebliebenen Kindes kaum beachtete. — Wie übermächtig auf den quälenden Erinnerung, wachte Weber dem Bilde den Rücken. Da blickte ihm von der gegenüberliegenden Wand ein anderes entgegen; das liebliche, mild freundliche Antlitz seiner eigenen Frau. O, wie hatte sie es verstanden, in das düstere, strenge Gemüth des Mannes die wärmende Sonne des Friedens und der Güte zu führen. Welches beseligenden Empfindens war er erst durch sie fähig geworden — wie waren sie durch ihr Hingeben wieder alle von ihm geworden, die guten Geister der Menschenfreundlichkeit. —

Gewaltig rafft sich Weber auf.

„Wo ist die Frau Hufner?“ so fragt er über die Schulter hin die beiden jungen Leute, die gebuldig seiner Entscheidung harreten. Daß sie nichts Ändern würde an ihrem Einanderangehören für Zeit und Ewigkeit, dessen waren sie sich wüthig bewußt, und so saßen sie dem Kommen mit Ruhe entgegen.

„In meinem Zimmer, Papa“, antwortete Margarete.

Erwartet mich hier.“

Besten Schrittes ging Weber hinüber in das blumendurchbüttete, zierlich ausgestattete Gemach der Tochter. Auf einen Sessel zusammengesunken hostete die alte Frau. Aller Wuth hatte sie jetzt verlaßen, und bangenden Herzens harrete sie der Erlösung aus dieser Seelenqual.

Da öffnete sich die Thür, Weber tritt herein. Sie will sich erheben, doch die zitternden Knie versagen den Dienst, und schon ist er an ihrer Seite. Er beugt sich über sie, sieht ihr in das verzerrte, bleiche Gesehten, und heftig reißt es ihm auf.

„Bergehen Sie mir“ — fast lautlos spricht es die bebende Lippe aus, und doch hat sie ihn verstanden. Heiße Thranen säßen aus ihren Augen, und sie neigt sich weinend über seine Hand. „A zieh er sie zu sich empor, legt ihren Arm in den seinen, und so fährt er sie den harrenden Kindern zu.“

Ein beherzigtes Werthes Avis für Raucher

theilt das „Berl. Fremdenbl.“ mit: Die meisten Raucher, welche Cigarren zu 10, 12, 15 und selbst bis zu 20 Zthr. rauchen, also zwischen 20 und 60 Mark das Milte, verlangen dunkle Cigarren, braune Farben. Je dunkler je besser, nach deren Ansicht, und da haben die Fabrikanten ihre Noth, immer dunkelbraune Tabake zu bekommen. Da die Ernten häufig viel mehr helle Tabake liefern, ist man auf den Bekanten gekommen, die Cigarren zu färben; dieses Dunkel färben hat in der letzten Zeit fürchterlich zugenommen. Es werden die hellen, häufig die schlechtesten und unreinen gelblich gelben Tabake gefärbt und somit das Publikum getäuscht; da aber viele Leute die Cigarren in Spitzen rauchen, so kann es häufig gar nicht gemerkt werden; sie rauchen dunkelbraune Cigarren in der Meinung, dies seien die besten, während ein helleres und reines Blatt viel besser schmeckt als das gefärbte. Häufig sibt die Farbe nicht so fest, so daß man beim Rauchen, wenn die Lippen zerplatzen, schwarze und schmutzige Lippen bekommt. Ob die Cigarren gefärbt sind, erprobt man, indem man die Cigarren mit lauwarmem Wasser anfeuchtet und dann abwischt, es kommt dann ein ganz gelbes Blatt zum Vorschein. Diese gelben Blätter wurden früher nie zu Cigarren beschliffen verwendet, da die Raucher selbst von hellen Farben durchaus nur reine und reif aussehende Cigarren haben wollten. Man sieht hieraus auch, wie das Publikum in anderer Beziehung täuscht wird; einer verlangt starke Cigarren und bekommt schwachfarbige. Man hat die Farbe nicht chemisch untersucht lassen, ob solche nicht auch schädliche Stoffe enthält; aber gesund kann es keinesfalls sein und etelast ist es jedenfalls. Jeder Cigarrenbeistellist laßt seine Kunden zu erhalten und zu befristigen und wird sich hüten, den Kunden zu sagen, die Cigarren sind gefärbt, und wenn der Verkäufer auch den Kunden sagte, die helleren Farben schmecken besser, so glaubt man es nicht, er giebt daher den Kunden, was sie verlangen. Die Jahrgänge und Ernten sind nun aber sehr verwickeln, und manches Jahr, wo viel Regen ist, giebt es viel dunkle Tabake, in trockenen Jahren giebt es viel helle Farben und diese sind denn doch härter und kräftiger als die dunklen aus nassen Jahren; deshalb sollte das Publikum nicht auf schwarze und dunkle Farben sehen, sondern auf den Geschmack und Geruch.

Gelungene Ausrede.

Herr: Sie haben behauptet, daß dieser Mann, den ich gestern bei Ihnen traf, aus dem Fenster sei — er ist aber weiter nichts als eine Imitation.

Händler: „Ja, mein lieber Herr, das für kann ich nicht. Ich bringe mein Eisen aus England, und wenn die Elephanten dort falsche Zähne haben, so bin doch ich nicht dafür verantwortlich.“

Denke an das Schlimme.

Fräulein Mary hat ihrem Verlobten, der immer Monate lang auf Reisen ist, eine Briefliche verheißt, welche folgende sinnige Mahnung in Goldselbe-Sinderei trägt: „Memento — Mary!“